

Karen Hagemann (Hg.),
Stefanie
Schüler-Springorum (Hg.)
Heimat-Front
Militär und
Geschlechterverhältnisse im
Zeitalter der Weltkriege

Heimat-Front

Reihe »Geschichte und Geschlechter«
herausgegeben von Ute Daniel, Karin Hausen
und Heide Wunder
Band 35

Karen Hagemann, Dr. phil. habil., ist Privatdozentin am Institut für Geschichte und Kunstgeschichte und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der Technischen Universität Berlin.

Stefanie Schüler-Springorum ist Direktorin des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg.

Karen Hagemann,
Stefanie Schüler-Springorum (Hg.)

Heimat–Front

Militär und Geschlechterverhältnisse
im Zeitalter der Weltkriege

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Der Band entstand in Zusammenarbeit
mit dem Arbeitskreis Militärgeschichte e.V.

2. Auflage, unveränderter Nachdruck 2024
ISBN 978-3-593-45997-4
Herstellung: [Books on Demand](#)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich
ISBN 3-593-36837-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2002 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Umschlagmotiv: Ausschnitt aus dem Gemälde »Die Wollsammlung« von Elisabeth Voigts,
Berlin 1942, abgedruckt in: Westermanns Monatshefte, Januar 1943.

Foto: Kathrin Hoffmann Curtius.

Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Inhalt

Wilhelm Deist

Vorwort

9

Karen Hagemann

Heimat — Front

Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege

13

Ruth Seifert

Identität, Militär und Geschlecht

Zur identitätspolitischen Bedeutung einer kulturellen Konstruktion

53

Der Erste Weltkrieg

Marcus Funck

Bereit zum Krieg?

Entwurf und Praxis militärischer Männlichkeit im preußisch-deutschen Offizierkorps
vor dem Ersten Weltkrieg

69

Robert L. Nelson

Deutsche Kameraden — Slawische Huren

Geschlechterbilder in den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges

91

Bianca Schönberger

Mütterliche Heldinnen und abenteuerlustige Mädchen
Rotkreuz-Schwester und Etappenhelferinnen im Ersten Weltkrieg
108

Belinda J. Davis

Heimatfront
Ernährung, Politik und Frauenalltag im Ersten Weltkrieg
128

Christian Koller

Feind — Bilder
Rassen- und Geschlechterstereotype in der Kolonialtruppendiskussion
Deutschlands und Frankreichs, 1914 - 1923
150

Die Zwischenkriegszeit

Birthe Kundrus

Geschlechterkriege
Der Erste Weltkrieg und die Deutung der Geschlechterverhältnisse
in der Weimarer Republik
171

Sabine Kienitz

Körper — Beschädigungen
Kriegsinvalidität und Männlichkeitskonstruktionen in der Weimarer Republik
188

Stefanie Schüler-Springorum

Vom Fliegen und Töten
Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur, 1914 - 1939
208

Der Zweite Weltkrieg

Thomas Kühne

Imaginierte Weiblichkeit und Kriegskameradschaft
Geschlechterverwirrung und Geschlechterordnung 1918-1945

237

Birgit Beck

Vergewaltigungen

Sexualdelikte von Soldaten vor Militärgerichten der deutschen Wehrmacht, 1939 - 1944

258

Margarete Dörr

Mittragen — Mitverantworten?

Eine Fallstudie zum Hausfrauenalltag im Zweiten Weltkrieg

275

Elizabeth Harvey

Erinnern und Verdrängen

Deutsche Frauen und der »Volkstumskampf« im besetzten Polen

291

Deutsch–Deutsche Nachkriegszeit

Susanne zur Nieden

Erotische Fraternalisierung

Der Mythos von der schnellen Kapitulation der deutschen Frauen im Mai 1945

313

Irene Stoehr

Kriegsbewältigung und Wiederaufbaugemeinschaft

Friedensorientierte Frauenpolitik im Nachkriegsdeutschland, 1945 - 1952

326

Frank Biess

Männer des Wiederaufbaus — Wiederaufbau der Männer
Kriegsheimkehrer in Ost- und Westdeutschland, 1945 - 1955
345

Anhang

Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum

Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse
Eine Auswahlbibliographie zum 19. und 20. Jahrhundert
369

Die Autorinnen und Autoren

395

Vorwort

Als sich Anfang November 1997 zum ersten Mal im deutschsprachigen Raum Historikerinnen und Historiker der Frauen- und Geschlechtergeschichte und der Militärgeschichte in Berlin zu einem Kolloquium zum Thema »Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel (16. bis 19. Jahrhundert)« trafen, wurde dieser Versuch zunächst wohl von beiden Seiten mit einer gehörigen Portion Skepsis betrachtet. Doch die Skepsis wich sehr bald der Neugier, als sich herausstellte, wie sehr beide Seiten voneinander profitieren können. Die Voraussetzung für das positive Ergebnis der Tagung, die vom Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung und dem Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit veranstaltet und von Karen Hagemann und Ralf Pröve organisiert wurde, lag vor allem in der wohlüberlegten Auswahl der Referatsthemen, die den weitreichenden Wandel im Militär- und Kriegswesen einerseits und damit einhergehend der Geschlechterordnung andererseits im Verlauf von vier Jahrhunderten dokumentierten und zeigten, welche Bedeutung in diesem Prozess die Zeit an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatte. Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive gewann zum Beispiel die in Preußen 1813/14 eingeführte allgemeine Wehrpflicht eine neue, weit über die Institution Militär hinausreichende gesamtgesellschaftliche Bedeutung. Dem geglückten Experiment folgte ein erweiterter Tagungsband, der mit Interesse zur Kenntnis genommen wurde.¹

In der Folgezeit fanden geschlechtergeschichtliche Fragestellungen schnell Eingang in die Militärgeschichte, was sich schon im November 1998 im Programm und den Diskussionen der Tagung »Was ist Militärgeschichte?« zeigte, die der Arbeitskreis Militärgeschichte in Zusammenarbeit mit dem Institut für Soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum veranstaltete. Bei der Beschreibung der Forschungs- und Untersuchungsfelder der Militärgeschichte wurde auch die geschlechtergeschichtliche Perspektive einbezogen. Christa Hämmerle berichtete über die bisherigen Ergebnisse geschlechtergeschichtlicher Forschung zu Militär und Krieg vornehmlich des 19. und 20. Jahrhunderts und machte auf Forschungsdesiderata aufmerksam.² Der mögliche Erkenntnisgewinn für Untersuchungen zur Geschichte von Militär und Krieg ist dadurch deutlich sichtbar geworden – bei aller Skepsis gegenüber allzu großen Erwartungen.³

Als Fortsetzung und Abschluss eines ersten Durchgangs durch die Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg vom Beginn der Frühen Neuzeit bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts erscheint nun dieser Band über Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Er dokumentiert in erweiterter Form die Ergebnisse einer internationalen Tagung, die im Oktober 1999 an der Technischen Universität Berlin stattfand. Wiederum ging die Initiative aus vom Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum und Marcus Funck kooperierten bei ihrer Tagungsvorbereitung mit dem Arbeitskreis Militärgeschichte. Mehr als 120 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus zehn Ländern kamen nach Berlin und diskutierten zwei Tage nicht nur über Geschlechterbilder und Geschlechterbeziehungen in Militär und Krieg, sondern auch über die geschlechtsspezifischen Wahrnehmungen und Erfahrungen von Militär und Krieg in der Zeit der »totalen« Kriege. Ermöglicht wurde dieses innovative Tagungsvorhaben durch die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Gerda-Henkel-Stiftung und der Technischen Universität Berlin.

Behandelt wurde auf der Tagung ein Thema, das auch in anderen Zusammenhängen intensiv diskutiert wurde und wird und historiographisch allein durch die Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft nicht mehr adäquat zu erfassen ist. Roger Chickering's Feststellung »Total War requires total history«⁴ mag eine unerfüllbare Forderung sein, bezeichnet aber genau das Problem, mit dem sich jede Beschäftigung mit der Geschichte der beiden Weltkriege in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konfrontiert sieht. Diese Kriege waren gekennzeichnet durch die Tendenz zur totalen Mobilisierung und Ideologisierung der gesamten Nation, durch die Indienstnahme von Männern und Frauen für die Erfordernisse des industrialisierten Krieges. Front und Heimat waren auf das Engste miteinander verbunden, aufeinander bezogen. Ausdruck hierfür ist der Begriff der »Heimatfront«, der bereits in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges kreiert wurde. Damit verwischte sich die bisher stets pointiert hervorgehobene, traditionelle Grenze zwischen Militär und Zivil, Soldat und Zivilist, immer mehr, bis schließlich im Zweiten Weltkrieg die Heimat selbst – mit allen dem Begriff eigenen Assoziationen – zum tödlichen Kampfgebiet im Waffenkrieg wurde.

Angesichts dieser Entwicklung ist ein produktives Neben- und Miteinander von Geschlechter- und Militärgeschichte nicht nur geboten, sondern geradezu unentbehrlich. Nur so können die Konsequenzen dieser Kriege für die Masse der mittelbar und unmittelbar betroffenen Männer und Frauen – und, nicht zu vergessen, der Kinder – annähernd erfasst werden. Nur so werden die tiefgreifenden Veränderungen in Militärwesen und Kriegführung im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts sichtbar. Vergleicht man nur einmal das Bild des »Nationalkriegers« der Befreiungskriege von 1813-15 mit dem der vernichtenden Gewalt der Technik ausgelieferten Soldaten im Schützengraben des Ersten Weltkriegs oder die adeligen und bürgerlichen Repräsentantinnen der »vaterländischen Frauenverei-

ne« der Kaiserzeit mit den dienstverpflichteten Wehrmachtshelferinnen des Zweiten Weltkrieges, so wird das Ausmaß der zu erforschenden tiefgreifenden Veränderungen deutlich. Auch für die allgemeine Darstellung und Interpretation beider Weltkriege werden sich durch die systematische Integration der Geschlechterperspektive neue, das Gesamtbild verändernde Interpretationen ergeben. Allerdings lässt die Dimension der damit verbundenen Herausforderung an die Historikerinnen und Historiker – erinnert sei an die ca. 13 Millionen Männer, die im Ersten und die ca. 18 Millionen Männer, die im Zweiten Weltkrieg auf deutscher Seite mobilisiert wurden – keine schnellen und einfach zu generalisierenden Ergebnisse erwarten. Mit der Tagung und diesem Band ist aber ein vielversprechender Anfang gemacht, der zeigt, wie produktiv die Zusammenarbeit der beiden Teildisziplinen Militär- und Geschlechtergeschichte für die Erforschung des unsere Gegenwart noch immer beeinflussenden Zeitalters der Weltkriege sein kann.

Freiburg im Breisgau, Oktober 2001

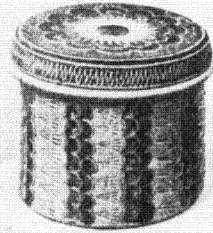
Wilhelm Deist

Anmerkungen

- 1 Vgl. Karen Hagemann/Ralf Pröve (Hg.) (1998), *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt a.M./New York.
- 2 Vgl. Christa Hämmerle (2000), *Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte*, in: Thomas Kühne/Benjamin Ziemann (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn u.a., S. 229-264.
- 3 Eine kritischere Einschätzung des Erreichten traf jüngst Karen Hagemann (2001), »Von Männern, Frauen und der Militärgeschichte«, *L'Homme*, 12, S. 144-153.
- 4 Roger Chickering (1999), »Total War. The Use and Abuse of a Concept«, in: Manfred F. Boemeke/Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871 - 1914*, Cambridge, S. 13-28, S. 27.

DER BUNTE BOGEN

Im Opfer entzündet sich die seelische Flamme, in der Taten groß und unvergänglich werden. In ihrem Feuer verzehrt sich aller Ungeist, nur die Idee bleibt leuchtend, für die auf den Schlachtfeldern Blut und Leben sich hingibt, damit um so Stärkeres daheim erblüht. Wie vielgestaltig das Opfer ist — jeder Deutsche weiß es. Einmal wird es die Welt in seiner ganzen Größe ermessen. Die Kunst, nicht immer dem volklichen Leben verbunden gewesen, gestaltet heute die wechselnden Bilder des Tages zu sprechenden Malen für spätere Zeit. Von manchem, das so entstanden ist in Farbe, Erz und Stein, zeigen wir auf diesen Seiten eines, das durch Inhalt und Form sich von bleibendem Werte erweist: von *Elisabeth Voigt* das Bild *Die Wollsammlung*. Seine nicht zeitgehundene Gestaltung erhebt es über den Tag. Es gibt dem Opfer einen gemeingültigen Sinn. Aber die hin und her wogenden Massen vor der Bogenwand, die symbolisch Heimat und Ferne trennt, gemahnen an einen ganz bestimmten Vorgang, der das Opferwerk des letzten Winters krönte. Die feldgraue marschierende Wand hinter den Bogen läßt von der Ferne nichts anderes uns sehen als den rötlichen Himmel, in dem zum Kampfe die Geschwader donnern. Im Vordergrund die Gruppe von Mädchen und Frauen zeigt in schönstem Ausdruck das Bild der behüteten, sorgenden Heimat.



Keramikdose mit blauer Zeichnung
Aut. Parper

Elisabeth Voigt / Die Wollsammlung

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in der Nationalgalerie, Berlin 1942



21 W. M. 1 1943

Aus: *Westermanns Monatshefte*, Januar 1943

Heimat — Front

Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*

Karen Hagemann

Im Januar 1943 erschien in *Westermanns Monatsheften* der Schwarz-Weiß-Abdruck eines Gemäldes der Berliner Malerin Elisabeth Voigt mit dem Titel »Die Wollsammlung«, das ein Jahr zuvor in der »Großen Berliner Kunstausstellung« in der Nationalgalerie gezeigt worden war. Die renommierte kulturhistorische Zeitschrift¹ stellte das Gemälde der gebildeten, überwiegend konservativ-bürgerlichen Leserschaft in der Rubrik »Der Bunte Bogen« vor, die mit zeitgenössischer Kunst bekannt machen sollte,² und interpretierte darin »Die Wollsammlung« als visuelle Inkarnation der »wehrhaften Volksgemeinschaft« im »totalen Krieg«.

Dieser »totale Krieg« war mit einem Führererlass vom 13. Januar 1943 vom NS-Staat offiziell erklärt und fünf Wochen später von Propagandaminister Goebbels in der berühmt-berüchtigten Sportpalastrede öffentlich verkündet worden. Angesichts der riesigen Verluste der deutschen Wehrmacht bei Stalingrad³ mussten die letzten Reserven mobilisiert werden, weshalb der Erlass vom 13. Januar den »umfassenden Einsatz von Männern und Frauen für Aufgaben der Reichsverteidigung« anordnete. Mit dem Ziel, alle »wehrfähigen Männer für den Fronteinsatz frei zu machen«, sollten Frauen verstärkt in allen kriegswichtigen Bereichen der Wirtschaft an der »Heimatfront« eingesetzt werden.⁴ Gefordert wurde von den »deutschen Frauen« in der Ausnahmesituation des Krieges ein »Opfer für die bedrohte Volksgemeinschaft«, denn spätestens seit der Niederlage im Ersten Weltkrieg war auch dem letzten führenden Militär ebenso wie den meisten Politikern klar, dass ein Sieg an der »Front« entscheidend auch in der »Heimat« errungen wurde.

Das Zusammenspiel von Heimat und Front wird auch in dem Gemälde »Die Wollsammlung« thematisiert. »Der Bunte Bogen« kommentiert das den Krieg zur Idylle verharmlosende Gemälde demgemäß:

»Seine nicht zeitgebundene Gestaltung erhebt es über den Tag. Es gibt dem Opfer einen gemeingültigen Sinn. Aber die hin und her wogenden Massen vor der Bogenwand, die symbolisch Heimat und Ferne trennt, gemahnen an einen ganz bestimmten Vorgang, der das Opferwerk des letzten Winters krönte. Die feldgraue marschierende Wand hinter den Bogen läßt von der Ferne nichts anderes uns sehen als den rötlichen Himmel, in dem zum Kampfe die Geschwader donnern. Im Vordergrund die

Gruppe von Mädchen und Frauen zeigt in schönstem Ausdruck das Bild der behüteten, sorgenden Heimat.«⁵

Auf den ersten Blick zeigt »Die Wollsammlung« in der Tat das überkommene stereotype Bild des komplementären Verhältnisses von »männlicher Front« und »weiblicher Heimat«: Die Männer – im Gemälde die Stahlhelm tragenden Soldaten im Hintergrund – ziehen als »Verteidiger des Vaterlandes« in den Krieg und behüten und beschützen die »sorgende Heimat«. Die Frauen – repräsentiert durch die »volkstümlich« gekleidete Gruppe⁶ im Vordergrund – unterstützen den Krieg nicht nur, indem sie als »Heldenmütter« und »Kriegerbräute« den Mut und Kampfeswillen der Männer stärken und für Ordnung und Sitte in der Heimat sorgen, sondern auch indem sie freiwillig für die Ausrüstung und Ausstattung der Krieger und der Kriegsmaschinerie arbeiten und in der Kriegsfürsorge und Kriegsrankenpflege tätig werden. Dieser Entwurf der Geschlechterordnung des Krieges scheint höchst funktionsfähig für die Mobilisierung unter den Bedingungen einer allgemeinen Wehrpflicht gewesen zu sein. Anders ist nicht zu erklären, warum er seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu Beginn der Antinapoleonischen Kriege von 1813-15 in jedem preußisch-deutschen Krieg wieder, jeweils den spezifischen Zeitverhältnissen und -bedürfnissen angepasst, propagiert wurde.⁷ Gerade weil dieser Entwurf nicht spezifisch für den Nationalsozialismus war, wurde er auch von der renommierten Kulturzeitschrift propagiert. Sie hatte sich 1933 bereitwillig in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt und sah, wie es in einer Selbstdarstellung vom September 1934 hieß, ihre Aufgabe darin, »Verwaltung und Pflege der wertvollsten Überlieferung« mit der »Förderung und Verwirklichung des neuen Ausbauwillens« zu verknüpfen.⁸ Hierzu passte das Gemälde »Die Wollsammlung« vorzüglich. Das Blatt durfte hoffen, dass die mit dem Gemälde propagierte Geschlechterordnung des Krieges wegen ihrer langen Tradition bei seinen bürgerlichen Leserinnen und Lesern auf Akzeptanz stieß.

Erst auf den zweiten Blick zeigt »Die Wollsammlung« Neues und Zeitspezifisches. Zu sehen ist in der Bildmitte nicht nur die für die Sammlung und Aufbereitung von Altkleidern mobilisierte »Volksgemeinschaft«. »Der Bunte Bogen« verweist in seiner Interpretation implizit auf die Sammlung des »Winterhilfswerks«, das zwar nicht von den Nationalsozialisten erfunden worden war, aber von der NS-Volkswohlfahrt als Massenhilfswerk bis zur Perfektion organisiert wurde.⁹ Zu sehen sind ganz klein im Bildhintergrund auch die »donnernden Geschwader« von Kampfflugzeugen, die in der Zeitschrift lediglich als Zeichen für den starken männlichen Schutz der Heimat interpretiert werden. Diese Kampfgeschwader verweisen jedoch auf mehr, nämlich auf den realen, den zeitgenössischen Krieg, einen Bombenkrieg, in dem die Heimat, anders als im »Bunten Bogen« beschrieben, eben nicht mehr klar von der Front getrennt war, in der sie selbst zum Angriffsziel wurde, das nicht mehr durch männliche Wehrebereitschaft geschützt werden konnte. Ein Tatbestand, der im Winter 1942/43 den

meisten Betrachtern des Bildes bewusst gewesen sein dürfte, denn sie erfuhren zunehmend, dass die deutsche Luftverteidigung gegen die seit 1942 mit wachsender Intensität von den Alliierten geführten Luftangriffe immer weniger ausrichten konnte.¹⁰ Das Gemälde indizierte so im historischen Kontext, vermittelt über die zeitgenössische Kriegserfahrung paradoxerweise, dass die alten, eine grundlegende Ordnung symbolisierenden Geschlechterbilder in der Realität des modernen Krieges eben nicht mehr funktionierten, dass dieser hochtechnisierte Bombenkrieg die Geschlechterordnung und damit auch die überkommene Gesellschaftsordnung noch radikaler in Frage stellte als alle vorherigen. Beide Geschlechter konnten aufgrund der Anforderungen des »totalen Krieges« nicht mehr in der herkömmlichen Weise den ihnen zugewiesenen Aufgaben nachgehen: Die eingezogenen Männer funktionierten nicht mehr als »Ernährer«. Auch als »Beschützer« waren sie im Kriegsverlauf immer weniger tauglich. Die zurückgebliebenen Frauen mussten mehr und mehr die eingezogenen Männer ersetzen und nicht nur in der Kriegswirtschaft tätig werden, sondern zudem die Verantwortung für das Auskommen und Überleben der Familien übernehmen.¹¹ Zudem wurden ihnen im öffentlichen Raum Aufgaben übertragen, die mit einem erheblichen Zuwachs an Handlungskompetenz und Verantwortung einhergingen.¹²

Dieses Spannungsverhältnis zwischen überkommenen Geschlechterbildern und neuen Anforderungen scheint von Männern und Frauen gleichermaßen mit gemischten Gefühlen wahrgenommen worden zu sein. Darauf deuten zumindest viele Feldpostbriefe aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg hin.¹³ Frauen scheinen sich von den vielfältigen neuen Anforderungen des Kriegsalltags physisch und psychisch überfordert gefühlt¹⁴, Männer einen Verlust ihrer Autorität in der Familie befürchtet zu haben¹⁵. Zugleich machten sie an der Front durchaus widersprüchliche, nicht selten verunsichernde Erfahrungen, die ihr herkömmliches Selbstbild als Mann in Frage stellten.¹⁶ Ein Ausdruck für diese spannungsvolle »Krise« der Geschlechterordnung war in der veröffentlichten Meinung wie in der privaten Korrespondenz der Kriegsgesellschaft die Rede über »sexuelle Unordnung«, insbesondere über ein vermeintlich »unmoralisches« und »unsittliches« Verhalten der Kriegerfrauen und -töchter. Hinter diesem weit verbreiteten Topos dürfte sich nicht zuletzt die männliche Angst verborgen haben, das Verhalten von Ehefrauen, Töchtern und Bräuten aus der Ferne nicht mehr unmittelbar kontrollieren zu können und nach dem Krieg eine unabhängiger und selbständiger gewordene Frau bzw. Tochter vorzufinden.¹⁷

Nach beiden Weltkriegen wurde von den politischen Eliten der »Kriegsfolgesellschaften«¹⁸ alles versucht, der kriegsbedingten Erweiterung der weiblichen Handlungsspielräume durch eine Restabilisierung der Vorkriegs-Geschlechterordnung gegenzusteuern, in deren Zentrum das traditionsreiche Modell der »Ernährer-Hausfrau-Familie« stand.¹⁹ Ein Beispiel hierfür ist nach 1918 die Demobilmachungspolitik, deren Ziel es u.a. war, die soziale und politische Ordnung durch eine Reintegration der ehemaligen Soldaten in das Erwerbsleben

zu festigen, was nur durch eine Entlassung der Frauen in den Bereichen der Wirtschaft zu erreichen war, in denen sie während des Krieges Arbeitsplätze eingenommen hatten, die vordem von Männern besetzt waren.²⁰ Vieles deutet darauf hin, dass beide Nachkriegsgesellschaften historische Entwicklungsphasen waren, in denen der Prozess der »Vergeschlechtlichung«²¹ der Gesellschaftsordnung mit großer Intensität stattfand, d.h. die durch die Anforderungen des Krieges bedrohte Geschlechterhierarchie nach dem Krieg mit großer Vehemenz wieder festgeschrieben wurde, um die Gesellschaft zu stabilisieren.

Das Gemälde »Die Wollsammlung« und seine Verortung im zeitgenössischen Kontext stehen damit exemplarisch für das bereits 1987 von Margaret und Patrice Higonnet in der Einleitung des Bandes *Behind the Lines: Gender and the Two World Wars* entwickelte Modell einer »Double Helix«, mit dem sie die Gleichzeitigkeit und wechselseitige Bedingtheit von Kontinuitätslinien in den Geschlechterbildern und Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen in der Zeit der Weltkriege beschrieben, die sich im Ersten und Zweiten Weltkrieg in allen beteiligten Staaten zeigen.²² Dieses Spannungsverhältnis zwischen Geschlechterbildern und Geschlechterverhältnissen im Kontext von Militär und Krieg ist auch das zentrale Thema des Sammelbandes. Er will erste Ergebnisse der in den letzten Jahren schnell expandierenden Forschung zu Militär, Krieg und Geschlecht in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts in gebündelter Form einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen. Drei Schwerpunkte stehen dabei im Zentrum des Bandes: Erstens die ambivalente Bedeutung von Geschlechterbildern und deren Verknüpfung mit nationalen, sozialen, rassistischen und ethnischen Gegen- und Feindbildern im Kontext von Militär und Krieg; zweitens die Geschlechterbeziehungen und -hierarchien in Militär und Krieg; und drittens die Erfahrungen und Wahrnehmungen von Kriegen und die Erinnerungen an Kriege. Die ausgewählten Beiträge repräsentieren eine große Breite von Forschungsansätzen und Methoden – von der Sozialgeschichte, über die Politik- bis hin zur Literatur- und Kulturgeschichte. Diese Breite und Offenheit ist typisch für die neue Forschung, da dem höchst komplexen Thema Militär, Krieg und Geschlecht Multiperspektivität und (sub)disziplinäre Vielfalt am ehesten gerecht werden.

In der folgenden Einführung sollen die Grundlinien der historischen Entwicklung aufgezeigt, Forschungsdesiderate angedeutet, Forschungsprobleme diskutiert und dabei zugleich die Beiträge des Bandes vorgestellt und verortet werden. Abgesteckt wird so der Rahmen für ein mehr als überfülliges gesellschafts- und geschlechtergeschichtliches *rewriting* der deutschen Zeitgeschichte von Militär und Krieg. Eingeleitet wird der Band durch einen theoretisch angelegten Beitrag der Soziologin *Ruth Seifert* mit dem Titel »*Identität, Militär und Geschlecht. Zur identitätspolitischen Bedeutung einer kulturellen Konstruktion*«, der der allgemeinen Bedeutung von »Geschlecht« für Militär und Kriegführung nachgeht.²³ Der Beitrag erläutert zugleich das dem Band zugrunde liegende Verständnis von »Geschlecht« als sozial und kulturell geformter relationaler und kontextspezifi-

scher Kategorie der sozialwissenschaftlichen und historischen Analyse, deren Funktionsweise nur im Zusammenwirken mit anderen Differenzkategorien wie Klasse, Rasse, Ethnizität und Konfession, aber auch Alter, Familienstand und sexueller Präferenz angemessen zu verstehen ist. Ein solches Verständnis schließt die Analyse von Männlichkeitskonstruktionen selbstverständlich mit ein²⁴

Das Zeitalter der Weltkriege als Epoche der »totalen Kriege«

Wenn ein »totaler Krieg« sich – wie Roger Chickering es jüngst formulierte – von früheren Formen des Krieges vor allem durch »seine eigentümliche Intensität und Ausdehnung« und seine tendenzielle Aufhebung der Grenzen zwischen Front und Heimat unterscheidet, d.h. erstens seine Kriegsschauplätze sich zeitgleich auf weite Teile der Erde ausdehnen und er mit Massenheeren geführt wird, in denen »leidenschaftliche, weil ideologisch motivierte Bürger in Uniform« fechten; zweitens die »Mobilisierung für den Krieg keinen Halt mehr an den Grenzen des zivilen Lebens« macht, »weil alle Mitglieder der kriegführenden Staaten« mehr oder minder an den gewaltigen Anstrengungen beteiligt werden, die zur erfolgreichen Kriegführung notwendig sind; drittens nun auch »alle Mitglieder der kriegführenden Staaten legitime Ziele militärischer Gewalt« werden, »sei es durch Blockaden«, durch Besetzungen, Plünderungen und Requisitionen oder durch Bombardierungen aus der Luft; und sich viertens die »Kriegsziele dementsprechend auf die Vernichtung des Feindes« richten,²⁵ dann ist das Zeitalter der Weltkriege die klassische Periode »totaler Kriege«. Allerdings ist noch sehr viel genauer vergleichend zu untersuchen, was die beiden großen Kriege des 20. Jahrhunderts von vorherigen unterschied.²⁶

Im Vergleich dürfte sich zeigen, dass bereits die Revolutions- und Koalitionskriege zwischen 1792 und 1815, die erstmals weltweit mit Massenheeren als »Nationalkriege« ausgetragen wurden, in der Tendenz »total« geführte Kriege waren. Ihre Ausdehnung reichte weit über Europa hinaus und bezog zeitweilig nicht nur Teile Afrikas und Asiens, sondern ebenso Nordamerikas ein.²⁷ Auch die Zahl der Verluste entsprach in Relation zur damaligen Bevölkerungszahl Europas mit mindestens 5 Millionen Menschen der des Ersten Weltkrieges.²⁸ Selbst die mediale Kriegsmobilisierung erreichte ein bis dahin unbekanntes und von der Forschung lange übersehenes Ausmaß, dass sich durchaus mit dem Ersten Weltkrieg vergleichen lässt.²⁹ So zu argumentieren bedeutet weder, den anhaltenden Wandel in Militärwesen und Kriegführung des 19. und 20. Jahrhunderts und die neue Qualität der Technisierung und Massenvernichtung des Ersten, vor allem aber des Zweiten Weltkrieges zu negieren, noch das unvorstellbare Ausmaß des dem Holocaust zugrunde liegenden rassistischen Vernichtungswillens in Frage zu stellen. Es bedeutet aber, den Blick dafür zu schärfen, welche weitreichenden

strukturellen Auswirkungen nicht nur für das Militärwesen selbst, sondern auch für die Kriegführung, für das Verhältnis von Front und Heimat die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht bzw. einer allgemeinen Mobilmachung im Kriegsfall von Beginn an hatte.³⁰ Dieser Zusammenhang wird allerdings nur sichtbar, wenn sich die Analyse nicht auf Militär und Kriegführung im engeren Sinne beschränkt. Sie muss vielmehr auf die Gesamtgesellschaft ausgeweitet werden und systematisch die Geschlechterdimension einbeziehen, denn diese ist ein zentraler Indikator für die »Totalität« eines Krieges. Sie markiert am deutlichsten das aus dem Zusammenspiel der vier idealtypischen Elemente eines »totalen Krieges« – der »Totalität« der Kriegsziele, der Kriegsmethoden, der Kriegsmobilisierung und der Kriegskontrolle – resultierende Niederreißen der Grenzlinien zwischen militärischem und zivilem Bereich, das als das Hauptmerkmal eines jeden »total« geführten Krieges gilt.

Von »totalem Krieg« zu sprechen bedeutet im übrigen nicht, davon auszugehen, dass dieser Krieg in der Realität wirklich so umfassend »total« war, wie es die vorgestellte idealtypische Definition heutiger Militärhistoriker nahelegt oder der totalitäre Anspruch der militärischen Protagonisten dieses Begriffs forderte, der erstmals in den 1920er Jahren in Mode kam.³¹ Die Praxis war von Ambivalenzen und Friktionen, Brüchen und Widersprüchen bestimmt. Dies gilt selbst für den Zweiten Weltkrieg, bei dem sich die Tendenz zu einer »Totalisierung« der Kriegführung am ausgeprägtesten zeigte, vor allem auf deutscher Seite, denn die politische Führung des »Dritten Reiches« zielte im Osten auf die totale Vernichtung des Gegners und die Wehrmacht trug diese rassistische Politik mit. Allerdings ist selbst die Verbindung von Krieg und Genozid nichts Spezifisches für den Zweiten Weltkrieg. Darauf wurde in der aktuellen Diskussion zum Konzept des »totalen Krieges« zu Recht hingewiesen und gefragt, ob nicht der Genozid generell die logischste und radikalste, wenn auch keineswegs notwendige Konsequenz der Tendenz zum »total« geführten Krieg war.³²

Auch der Terminus »Zeitalter der Weltkriege« bedarf der Relativierung. Er deutet die Einheit einer Epoche an, die so eindeutig als Epoche nicht abzugrenzen ist. Dies beginnt schon mit der einfachen Frage, wann dieses »Zeitalter« denn anfängt und wann es aufhört.³³ Beide Weltkriege wurden politisch und kulturell lange vor Kriegsbeginn vorbereitet und wirkten aufgrund ihrer einschneidenden, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft umfassenden Totalität noch Jahre nach Kriegsende nach. Für den Band wurde der Epochenbegriff »Zeitalter der Weltkriege« vor allem gewählt, um auf den Zusammenhang von Mobilmachung und Demobilmachung, von Kriegsvorbereitung, Krieg und Kriegsfolgen und deren Bearbeitung zu verweisen und den Blick auf Kontinuitäten und Brüche zu lenken.

Der Erste Weltkrieg

Am Ersten Weltkrieg war nicht vor allem neu, dass er überhaupt als »totaler Krieg« im obigen Sinne geführt wurde, sondern vielmehr, dass er konsequenter als alle vorherigen Kriege seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht als »totaler Krieg« mit riesigen Massenheeren geführt wurde. Bedingung hierfür war der ausgedehnte Einsatz modernster Transport- und Waffentechnik, der zu einer Industrialisierung des Krieges und einer bis dahin unbekanntem Vernichtung von Material und Menschen innerhalb kürzester Zeit führte. Diese Industrialisierung des Krieges wirkte sich in mehrfacher Hinsicht nicht nur auf die Kriegführung selbst und damit die Kriegserfahrung der Soldaten und Offiziere aus, die so gar nicht mehr dem heroischen Kriegsbild des 19. Jahrhunderts entsprach, sondern auch auf die Kriegsbeteiligung der Heimat.³⁴

Der industrialisierte Massenkrieg erforderte einen bis dahin unbekanntem Grad der patriotisch-nationalen Mobilisierung von Soldaten wie Zivilisten. Die überkommenen Grenzen zwischen Militär und Zivilgesellschaft, die im Deutschen Kaiserreich vor allem von den militärischen Eliten noch vehement verteidigt worden waren, gerieten aufgrund der veränderten Anforderungen der Kriegführung mehr und mehr ins Wanken, und zwar partiell bereits vor dem Krieg, wie der Beitrag von *Marcus Funck* zu »*Entwurf und Praxis militärischer Männlichkeit im preußisch-deutschen Offizierkorps vor dem Ersten Weltkrieg*« zeigt. Er arbeitet heraus, welche erheblichen Rückwirkungen auf das hegemoniale Ideal militärischer Männlichkeit der Wandel der sozialen Zusammensetzung des preußischen Offizierkorps und damit einhergehend seines professionellen Selbstverständnisses in den vier Friedensjahrzehnten vor 1914 hatte. Zunehmend traten der Dienst für die »wehrhafte Nation« und »militärische Sacharbeit« als eigenständige Werte neben den Dienst für die monarchische Gesellschaftsordnung. Zugleich wurde das nach 1871 in der Außendarstellung des Offizierkorps dominante aristokratische Offizierskonzept zunehmend als »effeminiert« stigmatisiert. Vor allem in den Reihen des den nächsten Krieg planenden Generalstabs wurde mehr und mehr ein Offiziers- und Männlichkeitsbild der »kühlen Professionalität« favorisiert, das seinen Anspruch auf Exklusivität aus einem Verständnis von militärischer Führung als Geheimwissenschaft auf der Grundlage von Expertenwissen ableitete. Damit einher gingen eine »Verhärtung«, eine »Maskulinisierung« des Offiziersleitbildes und eine wachsende mentale, zugleich aber paradoxerweise eine mangelhafte praktische Kriegsvorbereitung der Offiziere der kaiserlichen Armee, wie sich nach Beginn des Ersten Weltkrieges schnell zeigen sollte. Der Aufsatz von Funck ist ein Beispiel dafür, in wie starkem Maße eine Weiterentwicklung der Geschlechtergeschichte hin zu einer Männergeschichte, die die wechselseitige Bezogenheit und Gleichzeitigkeit konkurrierender Männlichkeitsentwürfe untersucht, unser Wissen über das Funktionieren des Militärs als einer

zentralen sozialen und kulturellen Institution bereichern kann. Zugleich verweist er auf die Ambivalenz und Fragilität »hegemonialer Männlichkeitsentwürfe«.³⁵

Die neuere Forschung zum Deutschen Kaiserreich hat herausgearbeitet, wie schlecht das Deutsche Reich als Ganzes, trotz der Hochrüstungspolitik und entgegen aller kriegerischen Rhetorik auf die veränderten Anforderungen eines industrialisierten Massenkrieges vorbereitet war.³⁶ Zwar verfügte es, verglichen mit anderen europäischen Staaten, bereits vor dem Ersten Weltkrieg über eine hochentwickelte Mobilisierungstechnik,³⁷ doch da die militärische vor allem aber die politische Führung mehrheitlich noch 1914 davon ausging, dass der Krieg mit einem schnellen Sieg enden würde, rechnete sie lediglich mit einer kurzfristigen Unterbrechung der Friedenswirtschaft und traf bestenfalls improvisierte Maßnahmen. Schnell sollte sich allerdings zeigen, wie falsch diese Einschätzung und wie fatal diese Unterschätzung der Bedeutung der ökonomischen und sozialen Dimension der Kriegführung war. Der industrialisierte Massenkrieg erforderte im Kriegsverlauf eine immer stärkere Regulierung der Wirtschaft. Aus diesem Grunde musste eine Reihe von neuen Behörden und Einrichtungen geschaffen werden, in denen Vertreter der Privatwirtschaft unter der Regie der Militärs weitgehende Planungs- und Exekutivvollmachten erhielten. Während die Reglementierung von Produktion und Verbrauch immer weiter verschärft wurde, war die politische Führung mit Rücksicht auf den bei Kriegsbeginn erklärten »Burgfrieden« bereit, einerseits den Gewerkschaften Zugeständnisse zu machen, andererseits den Unternehmern mittels großzügig kalkulierter Preise für alle Güter, die Ausstattung und Ausrüstung des Heeres dienten, Gewinnanreize zu geben.³⁸

Die Heimat wurde im Ersten Weltkrieg erstmals explizit zur »Heimatfront« erklärt – ein Begriff, der nicht zufällig zu Kriegsbeginn von der deutschen Propaganda aus der Taufe gehoben wurde. Der Krieg wurde im Zuge seiner Industrialisierung stärker als je zuvor durch die Bereitschaft der männlichen wie weiblichen Zivilbevölkerung in der Heimat entschieden, den Krieg zu unterstützen, nicht nur durch materielle Opfer und das Engagement in der Kriegsfürsorge und Kriegs-krankenpflege, sondern vor allem auch durch die Arbeit in der Kriegsindustrie. Die »zweite Front« in der Heimat musste in nicht nachlassendem Maße Material und Menschen für den Krieg an der »ersten Front« bereitstellen und zugleich deren Verluste materiell und mental verarbeiten. Der Krieg wurde deshalb zum einen verstärkt auch auf wirtschaftlichem Gebiet geführt, u.a. durch die Blockadepolitik der Alliierten, die die Versorgungslage der deutschen Zivilbevölkerung dramatisch verschlechterte, zum anderen auf kulturellem Gebiet, u.a. durch die Feindpropaganda. Hier war nicht nur, aber besonders intensiv die deutsche Seite aktiv, die der Öffentlichkeit ihren Angriffskrieg als »Verteidigungskrieg« verkaufen musste, denn nur ein solcher Krieg fand jene breite Unterstützung, die als das sogenannte »Augusterlebnis« von 1914 so viel Beachtung gefunden hat.³⁹ Zu diesem Zweck hoben Staats- und Militärführung die Formel vom »präventiven Verteidigungskrieg« aus der Taufe. Diese Formel half wie die mit ihr verbundene

Rhetorik vom »Burgfrieden« ganz entscheidend bei der Mobilisierung der »Heimatfront«.⁴⁰

Wie groß die Vorbehalte waren, die entgegen aller Propaganda von der allgemeinen Kriegsbereitschaft überwunden werden mussten, zeigt u.a. die intensive ideologische Bearbeitung der Soldaten durch die deutsche Frontpresse, der *Robert L. Nelson* in seinem Beitrag »*Deutsche Kameraden — Slawische Huren. Geschlechterbilder in den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkriegs*« nachgeht. Er verweist darauf, dass mit den zwischen September 1914 und dem Kriegsende im November 1918 erschienenen ca. 115 Feldzeitungen nicht nur alles vorher Dagewesene weit übertroffen wurde, sondern eine derart intensive Propaganda unter den Soldaten auch bei keinem der Gegner Deutschlands zu finden war. Von den britischen und französischen Soldaten wurde der von Deutschland begonnene Krieg viel selbstverständlicher als ein »Verteidigungskrieg« begriffen, weshalb sie offenbar nicht im gleichen Maß agitiert werden mussten.⁴¹ Zu mobilisieren versucht wurde in der deutschen Feldpresse zum einen mit den skizzierten Geschlechterbildern, zum anderen mit überkommenen stereotypen nationalistisch und rassistisch eingefärbten Feindbildern, die immer auch durch Geschlechterkonnotationen überformt waren. Derart vielschichtig konstruierte Feindbilder fanden sich auch in der Presse, in Flugschriften, Broschüren und auf Plakaten. Wie stark Geschlechterbilder und rassistische Stereotype miteinander verflochten und komplementär aufeinander bezogen waren, zeigt der Beitrag von *Christian Koller* »*Feind — Bilder. Rassen- und Geschlechterstereotype in der Kolonialtruppendifkussion Deutschlands und Frankreichs, 1914 - 1923*«. Er macht zudem deutlich, wie lange diese im Krieg und für den Krieg formulierten Feindbilder nach Kriegsende nachwirkten.⁴²

Die intensive Kriegspropaganda blieb nicht wirkungslos. Der Erste Weltkrieg wurde bei Kriegsbeginn selbst von der Mehrheit der bürgerlichen Frauenbewegung⁴³ und der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung⁴⁴ unterstützt. Die im »Bund Deutscher Frauenvereine« zusammengeschlossene bürgerliche Frauenbewegung hatte bereits am 31. Juli 1914 den »Nationalen Frauendienst« mit dem Ziel gegründet, Frauen für die »vaterländische Arbeit an der Heimatfront« zu mobilisieren. Zunächst konzentrierte der »Nationale Frauendienst« seine Tätigkeit traditionsgemäß auf die Mitwirkung bei der Organisation der Kriegskrankenpflege, die Mitarbeit bei der Lebensmittelversorgung sowie der Fürsorge für die Soldatenfamilien und die kriegsbedingt Erwerbslosen. Doch schon bald weitete sich sein Tätigkeitsfeld aus. Nach und nach engagierte er sich verstärkt auch in der Kinder- und Jugendfürsorge, dem Wöchnerinnen- und Säuglingsschutz sowie der Obdachlosenfürsorge.⁴⁵ Die Bewältigung dieses umfangreichen Tätigkeitsfeldes war nur möglich, weil sich dem »Nationalen Frauendienst« bereits am 7. August 1914 das Frauensekretariat beim Parteivorstand der SPD und das Arbeiterinnensekretariat der Generalkommission der freien Gewerkschaften angeschlossen hatten, die damit erstmals das bisher praktizierte Prinzip einer strikten politi-

schen Trennung von der bürgerlichen Frauenbewegung aufgaben. Sie wollten durch eine Mitarbeit im »Nationalen Frauendienst« eine Zersplitterung der nationalen Kräfte vermeiden. Ihre erklärte Hoffnung war, dass den Frauen als Anerkennung für ihre Leistungen an der »Heimatfront« das Frauenwahlrecht gewährt werden würde.⁴⁶

Im Kriegsverlauf wurden zudem mehr und mehr die Mobilisierung der Frauen für die Kriegswirtschaft und die Arbeitsvermittlung zu wichtigen Tätigkeitsfeldern des »Nationalen Frauendienstes«. Aufgrund der enormen Verluste in den großen Schlachten des Sommers 1916 sah sich die Regierung gezwungen, mehr wehrfähige Männer für den Fronteinsatz frei zu machen und die Rüstungsproduktion weiter zu steigern. Zu diesem Zweck verabschiedete der Reichstag am 6. Dezember 1916 das »Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst«, das alle Männer zwischen dem 17. und 60. Lebensjahr zum Dienst in der Kriegswirtschaft verpflichtete.⁴⁷ Frauen wurden zwar explizit von diesem Gesetz ausgenommen. Da jedoch schnell sichtbar wurde, dass der erstrebte Erfolg ausbleiben würde, sollten sie verstärkt als Freiwillige für die Kriegsindustrie geworben werden. Die Umsetzung des Hilfsdienstgesetzes wurde dem im November 1916 neu eingerichteten Kriegsamt übertragen, in dem auch eine »Frauenarbeitszentrale« eingerichtet wurde. Ihr oblag die Beschaffung und Verteilung der von der Rüstungswirtschaft benötigten weiblichen Arbeitskräfte.⁴⁸

Ab Frühjahr 1917 warb die »Frauenarbeitszentrale« nicht mehr nur für die Arbeit in der Kriegsindustrie, sondern zudem für den Dienst in der Etappe.⁴⁹ Die sogenannten »Etappenhelferinnen« sollten Soldaten für den Frontdienst freimachen. Strategisch und faktisch lag die Etappe unmittelbar hinter der Front. Sie hatte eine Heeresgruppe zu versorgen, den Nachschub zu sichern und den Heeresbedarf zu organisieren. Frauen rückten so in unmittelbare Nähe zum Kampfgebiet.⁵⁰ Diese neue Form des weiblichen Kriegsdienstes wurde, wie der Beitrag von Bianca Schönberger »Mütterliche Heldinnen und abenteuerlustige Mädchen. Rotkreuz-Schwester und Etappenhelferinnen im Ersten Weltkrieg« zeigt, von einer bemerkenswert großen Zahl von Frauen angenommen. Neben der Krankenpflege entwickelte sich der Etappendienst schnell zu einer wichtigen Form der Kriegspartizipation von Frauen. Bei Kriegsende waren rund 28.000 Krankenschwestern und 20.000 Etappenhelferinnen im Einsatz.⁵¹ Schönberger verdeutlicht in ihrer Analyse des zeitgenössischen Diskurses, welche Bedeutung Vorstellungen von Geschlecht und Klasse bei der Wahrnehmung und Bewertung des weiblichen Kriegseinsatzes spielten. Sie zeigt, dass die Rotkreuz-Schwester, die in der kollektiven Erinnerung der Weimarer Republik komplementär zum Bild des Frontsoldaten im Vordergrund standen, bereits während des Ersten Weltkrieges sehr viel positiver wahrgenommen wurden. Hierzu dürfte zum einen beigetragen haben, dass Frauen in Kriegszeiten schon lange die Aufgabe der Pflege der verwundeten und kranken Soldaten zukam.⁵² Zum anderen wird eine Rolle gespielt haben, dass Etappenhelferinnen anders als Krankenschwestern unmittelbar

an die Stelle von Soldaten traten und so die Grenzen der Geschlechterordnung stärker in Frage stellten. Dies wurde schon während des Krieges von der Öffentlichkeit durch den Vorwurf von »Eigennutz« und »Unmoral« abzuwehren versucht. Verstärkt wurde die ungleiche Wahrnehmung zudem durch die Unterschiede in der Herkunft beider Gruppen. Während die Etappenhelferinnen überwiegend aus den unteren und mittleren Schichten kamen, fanden sich unter den Krankenschwestern viele Frauen aus dem Bürgertum und dem Adel. Ersteren wurde immer wieder vorgeworfen, dass sie nur in der Etappe tätig wurden, weil sie sich ein relativ hohes Einkommen und ein unabhängiges Leben erhofften. Letzteren hingegen wurde »weiblicher Patriotismus« unterstellt.⁵³

Angesichts des ausbleibenden »Blitzsieg«, der dramatisch steigenden Zahl gefallener und schwer verwundeter Soldaten sowie der katastrophalen werdenden Versorgungslage⁵⁴ wurde der bei Kriegsbeginn erklärte »Burgfrieden« bald brüchig, nahmen sozialer Protest und Kriegsopposition zu. Zu alten, wieder aufbrechenden politischen kamen neue soziale Differenzen, wie die zwischen sogenannten »Kriegsgewinnlern« und »Kriegsopfern«. Als »Kriegsgewinnler« wurden in der Presse alle denunziert, die am Krieg verdienten, die nicht Hunger zu leiden brauchten, die nichts »opfereten«, vor allem die ländlichen Agrarproduzenten, der Handel sowie die Besserverdienenden, die sich auf dem wachsenden Schwarzmarkt versorgen konnten. Als »Kriegsopfer« galten nicht nur die gefallenen und invaliden Soldaten und die Witwen und Waisen, sondern auch die erwerbstätigen Soldatenfrauen, überwiegend Arbeiterfrauen mit ihren Kindern, die hungerten und froren, und trotzdem weiter den ihnen abgeforderten »Pflichten« in der Familie und an der Werkbank nachkamen. *Belinda J. Davis* geht in ihrem Beitrag »*Heimatfront. Ernährung, Politik und Frauenalltag im Ersten Weltkrieg*« der Bedeutung dieser sozialen Differenz in der zeitgenössischen Öffentlichkeit nach. Sie weist u.a. anhand der Analyse der Observationsberichte der Berliner Polizei nach, dass den zunehmenden Hungerprotesten der Arbeiterfrauen gegen die schlechte Versorgungslage sehr viel mehr Verständnis entgegengebracht wurde, als den von Arbeitern, aber auch vielen Arbeiterinnen geführten Streiks in der Kriegsindustrie für höhere Löhne. Sie erklärt dies damit, dass von Lebensmittelnot und Brennstoffmangel auch alle Durchschnittsverdiener betroffen waren.⁵⁵ Erst mit der Niederlage und der Revolution wurde vor allem von Seiten führender Militärs die Legende vom »Dolchstoß der Heimat« in den »Rücken der Front« propagiert, mit der das eigene Versagen verschleiert und die Schuld auf den politischen Gegner projiziert wurde. Damit gerieten auch die Hungerproteste von Arbeiterfrauen in das Schussfeld reaktionärer Kritik. Aus den einstigen Opfern des Krieges wurden Verantwortliche für die deutsche Niederlage.⁵⁶

Die Zwischenkriegszeit

In der Nachkriegszeit lebte der Krieg weiter, zunächst als Teil der notwendigen Kriegsfolgenbewältigung. Im Vordergrund stand dabei neben der politischen Auseinandersetzung über die Frage von Verantwortung und Schuld für die Niederlage⁵⁷, die mit dem Zusammenbruch der politischen und gesellschaftlichen Ordnung des Kaiserreichs verbunden war, in den ersten Nachkriegsjahren das Problem der ökonomischen und sozialen Demobilmachung.⁵⁸ Bearbeitet werden mussten zudem die einschneidenden politischen und ökonomischen, sozialen und kulturellen Nachwirkungen des Krieges, die zwar weite Teile der Bevölkerung betrafen, aber je nach Region, Klassenzugehörigkeit, Geschlecht, Familienstand Alter usw. auf recht unterschiedliche Weise. Am stärksten litten unter den ökonomischen und sozialen Kriegsfolgen – Lebensmittel- und Brennstoffmangel, Wohnungsnot und Inflation – wie bereits während des Krieges die einkommensschwachen Schichten in den Großstädten. Prekär war und blieb die Situation zudem für die vielen Kriegesopfer: 1,7 Millionen Soldaten waren im Verlauf des Krieges gestorben. Sie hinterließen allein 371.800 Ehefrauen, die ihre Männer, und 113.600 Mütter, die ihre Söhne verloren hatten, sowie 1.031.400 (Halb)Waisen. Hinzu kamen 2,7 Millionen Männer, die der Krieg zu Invaliden gemacht hatte.⁵⁹ Deren materielle Unterstützung durch den krisengeschüttelten Weimarer Staat war unzureichend und spiegelte zudem die Werthierarchie der Kriegsgesellschaft. Die ehemaligen Soldaten wurden als Invaliden besser versorgt als die Kriegerwitwen und Kriegswaisen.⁶⁰ Ungeachtet dessen war auch die Situation der Kriegsinvaliden in der Nachkriegsgesellschaft schwierig, denn sie erinnerten schon durch ihre körperliche Erscheinung die Zeitgenossen permanent an einen Krieg, den viele so schnell wie möglich zu vergessen und zu verdrängen suchten.

Sabine Kienitz geht in ihrem Beitrag »Körper — Beschädigungen. Kriegsinvalidität und Männlichkeitskonstruktionen in der Weimarer Republik« dem medizinischen und sozialwissenschaftlichen Diskurs über den kriegszerstörten männlichen Körper nach, der bereits während des Ersten Weltkrieges einsetzte.⁶¹ In diesem Diskurs wurden nicht nur neue, als genuin ›männlich‹ definierte Körperbilder konstruiert, sondern zugleich Maßstäbe festgesetzt, denen ein männlicher Körper genügen musste. Dies führte hinsichtlich der Kriegsinvaliden zu einer paradoxen Entwicklung: Einerseits beschäftigten sich Ingenieure intensiv mit Problemen der Wirtschaftlichkeit des Einsatzes von Kriegsbeschädigten und versuchten mit Hilfe von neuer Technik, veränderter Arbeitsorganisation und Prothesen aus »Kriegskrüppeln« wieder voll erwerbsfähige ›ganze Männer‹ zu formen. Andererseits führten gerade diese Normierungen und Standardisierungen sowie der verstärkte Einsatz von Technik den Kriegsinvaliden selbst immer wieder ihre begrenzte Leistungsfähigkeit und damit reduzierte Männlichkeit vor Augen. Ihre Prothesen erinnerten sie tagtäglich an ihr körperliches Defizit. Mehr

noch, um ihren Unterstützungsanspruch gegenüber den Behörden durchzusetzen, waren sie genötigt, wieder und wieder auf diese kriegsbedingte Deformierung zu verweisen. Dies war für ihr männliches Selbstbild äußerst prekär, da nur noch ein Mann, der voll seiner Ernährer-Funktion nachkommen konnte, im Weimarer »Wohlfahrtsstaat« als ›ganzer Mann‹ galt. Die Kriegsleistung, die durch die Invaliderität angezeigt wurde, war anders als nach den Freiheits- und Einigungskriegen des 19. Jahrhunderts hierfür kein allgemein anerkannter Indikator mehr.⁶²

Der Beitrag von Kienitz ist ein Beispiel für die Vielfalt und Widersprüchlichkeit von Männlichkeitsentwürfen in der Zwischenkriegszeit, auf die auch die Aufsätze von *Thomas Kühne*, *Birthe Kundrus* und *Stefanie Schüler-Springorum* verweisen. Sie zeigen, dass das vor allem von deutsch-nationalen Kreisen beschworene Ideal »martialischer Männlichkeit« in der Weimarer Republik nur eines unter anderen war. Dieses Ideal, das Klaus Theweleit bereits 1980 in seinem Buch *Männerphantasien* so eindrucksvoll beschrieben und interpretiert hat,⁶³ entstand als Teil einer im wesentlichen von Männern geformten »Nachkriegs-Kriegskultur«, die den Krieg ungebrochen als »Stahlbad« verherrlichte und weiterhin versprach, dass er den in der Zivilgesellschaft ›effeminierten‹ Mann zu einem gehärteten, selbstdisziplinierten, remaskulinisierten Kämpfer formen würde.⁶⁴ Mit diesem Bild sollte der »kriegerische Geist« wachgehalten und der nächste Krieg mental vorbereitet werden. Zugleich transportierte es den zunächst vor allem in den Freikorps und der Reichswehr⁶⁵, später zunehmend auch in den vielen publizierten Kriegserinnerungen und der Kriegsliteratur⁶⁶ gepflegten Mythos männerbündischer Frontkameradschaft.⁶⁷ Dieses Männerbild ging einher mit der Forderung nach einer klaren Komplementarität und Hierarchie im Verhältnis der Geschlechter. Bekanntester Protagonist dieses »soldatischen Nationalismus« ist der Publizist Ernst Jünger.⁶⁸ Seine ausdrucksstarken Texte wurden in den letzten Jahren wieder und wieder von Geschichts-, Kultur- und Literaturwissenschaft analysiert, interpretiert und u.a. als Beleg für die »Brutalisierung« des hegemonialen Männlichkeitsbildes in der Weimarer Republik herangezogen.

Die pauschale These von der Dominanz des Bildes »martialischer Männlichkeit« nimmt dabei einseitig die Perspektive jener Überlebenden auf, die wie Ernst Jünger den Krieg trotz der militärischen Niederlage als Bestätigung ihrer Lebensphilosophie umdeuten konnten. Sie ignoriert nicht nur die zerstörerischen, ›demaskulinisierenden‹ Folgen, die der Krieg für viele Männer, nicht nur die Kriegsinvaliden, hatte. Sie übersieht auch gleichzeitig entworfene, konkurrierende Männlichkeitsbilder aus dem Kontext der Arbeiter-, Frauen- und Friedensbewegung, der Jugend- und der Sportbewegung sowie der Lebens- und Sexualreformbewegung. Männer wie Frauen aus dem Umfeld dieser zukunftsorientierten Bewegungen gehörten zu denen, die, wie *Birthe Kundrus* in ihrem Beitrag »*Geschlechterkriege. Der Erste Weltkrieg und die Deutung der Geschlechterverhältnisse in der Weimarer Republik*« betont, den Krieg zwar als Zäsur empfanden, aber die Niederlage und die mit ihr einhergehende Durchsetzung einer

parlamentarischen Republik als eine große Chance und einen Neubeginn begriffen, der weitreichende Reformen in allen Bereichen von Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Politik ermöglichte. Teil dieser von ihnen erhofften Veränderungen war auch ein kameradschaftlicheres Verhältnis von Männern und Frauen. Die Rede von der »Frau als Kameradin« und der »Kameradschaftsehe« markierten im zeitgenössischen Diskurs diese Position. Diese Redeweisen bedeuteten damals in der Regel nicht, dass Mann und Frau als gleich galten. Vielmehr beinhalteten auch sie den Gedanken der Komplementarität: Mann und Frau wurden als »von Natur aus« verschieden und daher »gleichwertig aber nicht gleichartig« betrachtet. Beide sollten aufgrund ihrer »Verschiedenartigkeit« ihren spezifischen Beitrag in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik ebenso wie in Ehe und Familie leisten. Mehr noch, zumindest aus männlicher Perspektive implizierte diese betonte »Verschiedenartigkeit« weiterhin eine Geschlechterhierarchie, was sich vor allem in der konkreten politischen und sozialen Praxis überdeutlich zeigte.⁶⁹

Diese für das liberale und linke politische Spektrum der Weimarer Republik charakteristische Position war gesamtgesellschaftlich allerdings nicht so einflussreich wie konservativere Vorstellungen. Selbst der moderate Entwurf einer »Geschlechterkameradschaft« scheint von vielen Männern als Herausforderung oder gar als Angriff auf ihre männliche Macht und Identität gewertet und von nicht wenigen Frauen als Überforderung empfunden worden zu sein. Vor allem gegen Ende der Weimarer Republik, vor dem Hintergrund der einschneidenden Weltwirtschaftskrise mit ihrer bis dahin unbekanntenen Massenarbeitslosigkeit, setzte sich ein restauratives Meinungsklima durch. In diesem politischen Kontext wurden nicht nur mehr und mehr die Kriegserlebnisse des Ersten Weltkrieges heroisiert und das Bild des »stahlharten Frontkameraden« idealisiert, sondern damit einhergehend auch wieder »klare Verhältnisse« zwischen den Geschlechtern eingefordert, was sich u.a. in der Kampagne gegen die sogenannten »Doppelverdienerinnen« – erwerbstätige Ehefrauen – ausdrückte.⁷⁰ Verstärkt wurde diese Entwicklung durch eine spezifische Kontinuitätslinie in der öffentlichen Bearbeitung des Ersten Weltkrieges: In Gedenkfeiern und -ritualen, Literatur und Filmen⁷¹ wurde wie in der Sozialpolitik von Anfang an der Front und den Frontkämpfern uneingeschränkt die Priorität eingeräumt.⁷²

Auch alternative militärische Männlichkeitsentwürfe stellten diese nationale Wertehierarchie nicht grundsätzlich in Frage. Dies zeigt der Beitrag von *Stefanie Schüler-Springorum* »Vom Fliegen und Töten. Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur, 1914 - 1939«. Sie arbeitet heraus, dass im Kontext der Technisierung und Industrialisierung des Krieges das Ideal des »Fliegerhelden« als Alternative zum Bild des »stahlgehärteten Frontkämpfers« aufkam. Dieses Ideal stilisierte die Piloten der neuen Elite-Kampftruppe zu »Rittern der Lüfte«. Es verknüpfte die traditionellen aristokratischen Werte und Verhaltenskodici der Offiziere mit moderneren Fähigkeiten und Verhaltensweisen, vor allem der versierten Beherrschung neuester Technik und spielerisch-sportlicher Lässigkeit,

die sich auch in der Kleidung und im Lebensstil ausdrückte.⁷³ Dadurch gestattete es im Massenkrieg nicht nur Individualität zu bewahren, sondern als Individuum zum Kriegshelden zu werden. Schüler-Springorums chronologische Analyse der Entstehung und Transformation des Bildes vom »Fliegerhelden« in den Texten der Fliegerliteratur zeigt, dass seine Konstruktion zunächst ein tendenziell offener Prozess war und sich heterogen gestaltete. Jede Männergeneration formulierte das Bild in anderer, jeweils zeitspezifischer Weise aus. Gerade diese Offenheit scheint einen Teil seiner Attraktivität ausgemacht zu haben, denn dadurch konnte »der Flieger« zu einem Identifikationsangebot für sehr verschiedene Männer werden. Je nach sozialem und politischem Kontext wurde von ihnen stärker die militärische oder die zivile Seite des Bildes betont. Im Verlauf der zwanziger Jahre wurde dann aber auch das Bild des Fliegers zunehmend vom männerbündischen »soldatischen Nationalismus« vereinnahmt. Damit begann ein Prozess der Einebnung der mit diesem Bild so lange betonten Individualität, der sich im »Dritten Reich« fortsetzte.

Parallel zur Ausbildung eines Meinungsklimas, das die Kriegserlebnisse des Ersten Weltkriegs zunehmend heroisierte, wurden die Gewalterfahrungen des Krieges in der Nachkriegsgesellschaft weit über die auf eine Berufsarmee von 100.000 Mann reduzierte Reichswehr⁷⁴ hinaus »vergesellschaftet«, indem Gewalt zunehmend zu einem Mittel der Politik gemacht wurde.⁷⁵ Dieser Prozess begann schon in der Novemberrevolution 1918 mit dem von der MSPD-Regierung angeordneten Einsatz des kaiserlichen Reichsheeres gegen die Arbeiter- und Soldatenräte und der Mobilisierung der Freikorps und Einwohnerwehren, ging weiter mit der Gründung der paramilitärischen »Schutzverbände« durch nahezu das gesamte Spektrum der politischen Gruppierungen⁷⁶ und der Militarisierung und Uniformierung der Demonstrationskultur⁷⁷ und endete bei Saal- und Straßenterror und politischen Morden.⁷⁸ Auffallenderweise waren es in allen politischen Lagern überwiegend jüngere Männer, die gewalttätig wurden. Nicht die Generation der Kriegsteilnehmer, sondern deren jüngere Brüder und Söhne trieben vorrangig einen Prozess voran, an dessen Ende die Militarisierung der politischen Kultur und die Akzeptanz von Gewalt als politischem Mittel standen.⁷⁹ Es bleibt genauer zu untersuchen, welche Faktoren diesen Prozess formten, welche Rolle die Kriegserfahrung dabei spielte, und aus welchen Motiven er von den Anhängern verschiedener politischer Lager mehr oder minder aktiv betrieben wurde. Ein wichtiger Aspekt scheint dabei die wachsende Popularität eines Männerbildes gewesen zu sein, das Männlichkeit mit Kampfbereitschaft und Stärke konnotierte und eine Uniform und militarisiertes Auftreten als Zeichen hierfür wertete. Dieses Männerbild, das in seiner genauen Ausformung und seinen sozialen und politischen Varianten noch näher analysiert werden muss, wurde offenbar – und das ist das Neue – nicht nur im national-konservativen Lager und in der Anhängerschaft der NSDAP, sondern auch in wachsenden Kreisen der sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiterbewegung in der zweiten Hälfte der Weimarer Repu-

blik populär.⁸⁰ Bemerkenswerterweise scheint es hier nicht in Widerspruch zum Ideal der »Frau als Kameradin« gestanden zu haben, denn dieses Ideal wurde primär auf die ›Binnenwelt‹ von Ehe und Familie bezogen, während das Männerbild sich auf die Präsenz und Aktion in der ›Außenwelt‹ der Politik bezog.

Die Militarisierung und Brutalisierung der politischen Kultur⁸¹ führte zu einem paradoxen Phänomen, dem von der Forschung bisher viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde: Einerseits garantierte die Weimarer Verfassung erstmals die rechtliche Gleichstellung von Frauen; diese durften am 19. Januar 1919 zum ersten Mal wählen und selbst gewählt werden und erlangten in der Folge in allen Parteien mehr Einfluss, wenngleich sich schnell zeigen sollte, dass die großen Hoffnungen, die von Seiten der bürgerlichen wie der sozialdemokratischen Frauenbewegung mit der politischen Gleichberechtigung verknüpft wurden, sich nicht erfüllen sollten. Andererseits führte der Wandel der politischen Kultur tendenziell dazu, dass Frauen zunehmend von der sichtbaren Vertretung ihrer Forderungen im öffentlichen Raum, auf Straßen und Plätzen, abgehalten wurden. Je mehr Demonstrationen und Kundgebungen in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik zu uniformierten und militarisierten Aufmärschen wurden, je öfter sie in gewalttätigen Auseinandersetzungen mit dem politischen Gegner, in Straßenschlachten endeten, desto weniger Frauen scheinen teilgenommen zu haben. Zunehmend verschlossen wurden Frauen im Zuge dieses Wandels der politischen Kultur auch Formen des spontanen Protestes, wie die Hungerproteste, die vor allem von Arbeiterfrauen im Ersten Weltkrieg und vereinzelt selbst noch in den ersten Nachkriegsjahren durchaus mit Erfolg genutzt worden waren.⁸² Folge der Militarisierung und Brutalisierung der politischen Kultur scheint zudem in wachsenden Bevölkerungskreisen der Wunsch nach Ordnung und Ruhe, nach dem Ausschluss der »Ruhestörer« aus der Gemeinschaft des Volkes gewesen zu sein, der mit einer wachsenden Akzeptanz von staatlicher Gewalt einherging. Je mehr die politischen Debatten sich unüberbrückbar polarisierten, je unübersichtlicher und gewaltvoller die politischen Verhältnisse wurden, desto stärker scheint der Wunsch nach einem starken Mann an der Spitze eines starken Staates geworden zu sein.

Diesen Zusammenhängen von geschlechtsspezifischer Gewalterfahrung, Gewaltbereitschaft und Gewaltfähigkeit sollte die Forschung noch sehr viel genauer nachgehen, denn auf die in der Weimarer Republik ausgeformte mentale Gewaltdisposition und Gewaltakzeptanz konnten die nationalsozialistische Bewegung wie der NS-Staat rekurren. Damit würden zugleich das Problem der politischen und kulturellen Demobilmachung bzw. Mobilmachung, das immer auch ein Problem der Demobilmachung von Gewalt und der Mobilisierung zu Gewalt ist, und seine geschlechter- und körpergeschichtliche Dimension stärker in den Blick kommen. Genauer untersucht werden müsste in diesem Zusammenhang nicht nur die individuelle Erfahrung von Kriegsgewalt und deren mentale Verarbeitung, sondern auch die kollektive Erfahrung, Wahrnehmung und Verarbeitung von

öffentlicher Gewalt während und nach dem Ersten Weltkrieg. Um ein komplexes Bild der widersprüchlichen Entwicklungen während und nach dem Ersten Weltkrieg zu bekommen, scheint es besonders wichtig zu sein, die widerstreitenden Kräfte und Bewegungen in den Blick zu bekommen und im Blick zu behalten, also sowohl die Teile der Gesellschaft, die die Nachkriegs-Kriegskultur formten, als auch die, die sich für internationale Abrüstung und Frieden engagierten und die Ausübung von Gewalt aus Überzeugung ablehnten.⁸³ Die Zeit zwischen dem Kriegsende von 1918 und dem Kriegsbeginn von 1939 würde in dieser ›ganzheitlichen‹ Perspektive sehr viel stärker als konfliktreiche und widerspruchsvolle Nach- und zugleich Vorkriegszeit wahrgenommen. Damit käme auch die kulturelle Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges noch mehr in den Blick, die eine entscheidende Voraussetzung für seine breite und anhaltende Unterstützung in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung war. Wenn, wie Michael Geyer 1995 vorschlug, »Kriegsgeschichte« im engeren Sinne zukünftig als »Geschichte organisierter Tötungsgewalt«, als Geschichte vom Töten und Getötet-Werden, als Geschichte von Massengewalt und Massentod geschrieben werden soll⁸⁴, dann hat die Dimension der Gewalt, die in der Regel geschlechtsspezifisch ausgeübt und erlitten wurde, auch ein zentraler Schwerpunkt einer Gesellschafts- und Geschlechter-Geschichte von Militär und Krieg zu sein.⁸⁵

Der Zweite Weltkrieg

Noch offensichtlicher als der Erste wurde der Zweite Weltkrieg schon lange vor Kriegsbeginn vorbereitet. Ein erstes unübersehbares Signal war am 21. Mai 1935 entgegen dem Verbot des Versailler Vertrages die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht mit dem Wehrgesetz, das zugleich die entscheidende gesetzliche Grundlage für eine Dienstleistungspflicht der Frauen bildete. In seinen einleitenden Bestimmungen hieß es nämlich: »Im Krieg ist über die Wehrpflicht hinaus jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zur Dienstleistung für das Vaterland verpflichtet.«⁸⁶ Ein zweites wichtiges Signal war die 1936 einsetzende Hochrüstungspolitik, die mit der Einführung eines »Vierjahresplanes« und dem Ausbau der staatlichen Wirtschaftsregulierung am Vorabend des Zweiten Weltkrieges einherging.⁸⁷ Ein drittes Signal war am 5. Oktober 1937 das Inkrafttreten des sogenannten »Mob.-Plan Heer«⁸⁸, der die Mobilmachungsvorbereitungen der Wehrmacht regelte. Er wurde ergänzt durch das *Mobilmachungsbuch für die Zivilverwaltungen* aus dem gleichen Jahr, das »die Wehrbereitschaft der gesamten Nation« zur »Voraussetzung für die wirksame Verteidigung des Reiches« erklärte und deshalb für den Kriegsfall die »Bereitstellung aller personellen und materiellen Kräfte des Volkes« einforderte.⁸⁹ Der nächste Krieg wurde so von der Füh-